

Elena Esposito Fiktion und Virtualität

I. Die Weisen des kontingent Möglichen

Das Verhältnis von Realität und Fiktion fließt in den Begriff des *Virtuellen* ein, dessen Interpretation komplizierter ist, als es angesichts der Pseudo-Vertrautheit mit diesem Modewort erscheint. Der Begriff des Virtuellen hat einen äußerst interessanten modalen Status – und zwar infolge seines Zusammenhanges mit einem anderen heute im epistemologischen Bereich (vor allem in konstruktivistischen Kreisen) viel diskutierten Begriff: dem Begriff von »Kontingenz«. Die Theorie der Modalitäten, die sich mit dem Möglichen, dem Notwendigen und korrelierten Begriffen befasst, hat zum Kontingenten sehr wenig zu sagen – außer, dass das Kontingente den Bereich der logischen Formalisierung überschreitet. Gegeben einige Prämissen, kann die Formalisierung uns zwar sagen, was möglich und was nicht möglich ist und überdies, welche dieser Möglichkeiten notwendig wahr sind. Doch dadurch gibt sie uns keine Antwort auf die Frage, wie die Welt beschaffen ist. Wenn man vom Möglichen das Notwendige »abzieht«, bleibt immer noch ein sehr viel umfassenderer Bereich übrig als das, was unsere reale Welt tatsächlich ausmacht; es bleibt also der Bereich des Kontingenten, der weitere Unterscheidungen einschließt, insbesondere diejenige zwischen den aktualisierten und den nicht -aktualisierten Möglichkeiten. Genau diese letzteren bilden das Feld des Virtuellen. Es handelt sich in einem gewissen Sinne um einen modalen Begriff »zweiter Ordnung«, der verschiedene Weisen des kontingent Möglichen unterscheidet. Die Frage ist nun: Sind diese virtuellen Möglichkeiten wahr oder falsch? Oder radikaler: Hat es überhaupt Sinn, die Frage zu stellen? Gegenüber der realen Welt kann man testen, was wahr und was nicht wahr ist, was Realität und was Fiktion ist. Hat man es aber mit dem Virtuellen zu tun (also mit nur möglichen Möglichkeiten), wie kann dann zwischen positiv und negativ unterschieden werden? Was für ein Verhältnis besteht zwischen einer realen Fiktion und einer inaktuellen Möglichkeit? Oder sogar zwischen

269

einer aktuellen Fiktion und einer virtuellen Fiktion? Nicht zufällig geben die Wörterbücher oft das Wort »latent« als Synonym zu virtuell an; ein oder mehrere Möglichkeitsbereiche neben dem Realen, die es begleiten und zur Unterscheidung zwischen wahr und falsch querstehen (also ihr gegenüber gleichgültig sind). Diese besondere Beziehung des Virtuellen zu der Unterscheidung Realität/Fiktion muss also berücksichtigt werden. Das ist die Basis z. B. der oft vernachlässigten Unterscheidung von Virtualität und *Simulation*. Man spricht von den möglichen Welten als simulierten Realitäten, und dadurch geht ihre Spezifität weitgehend verloren.¹ Die Simulation erlaubt wie die Modellierung, fiktionale Objekte zu schaffen, die »so tun«, als ob sie etwas anderes wären, doch dies innerhalb eines immer noch semiotischen Paradigmas. Das Modell »steht für« das reale Gebäude, die graphische Darstellung der Bewegungen der Wolken »steht für« die realen atmosphärischen Ereignisse. Die Simulation beabsichtigt, so treu wie möglich einige Eigenschaften dessen zu reproduzieren, was ein Referent bleibt. Die Virtualität im eigentlichen Sinne verfolgt eine viel reichhaltigere Absicht; sie geht über die Eigenschaften der Simulation hinaus und kann nicht mehr auf die Unterscheidung von Zeichen und Referent bezogen werden. Ihr Zweck ist, ein »concret de pensee«² als eine alternative Realitätsdimension zu schaffen: keine falschen realen Objekte, sondern wahre virtuelle Objekte, für welche, die Frage der realen Realität ganz und gar gleichgültig ist.

Gegenüber diesem Verhältnis des Virtuellen zum Realen ist das Verhältnis des Virtuellen zur Fiktion von besonderem Gewicht. Dieser Frage nun ist der folgende Beitrag gewidmet. Die Abschnitte 2 und 3 fragen nach den Voraussetzungen des Sinnes der Fiktion und nach alternativen Weisen, ihren Bezug zur Realität zu begreifen. Im Abschnitt 4 werden die sozialen Korrelate dieser unterschiedlichen Einstellungen analysiert und in einen Zusammenhang gebracht mit den Formen des Gedächtnisses und mit korrespondierenden Beobachtungsmodellen. Im Abschnitt 5 werden wir auf den zeitgenössischen Virtualitätsbegriff zurückkommen und versuchen, ihn mit einem Gedächtnismodell in Zusammenhang zu bringen, welches mit dem Phänomen der Interaktivität und den Formen der Neuen Medien verbunden ist.

1 Siehe z.B. Maldonado 1992, 8.48; Queau 1993, S. 153-154.

2 Weissberg 1989, S. 17.

2. Die Autonomie der Fiktion in der Modernität

Die »reale Wirklichkeit« ist kein originäres Datum, sondern existiert nur, wenn sie von etwas anderem unterschieden wird, das nicht ebenso real ist. Diese Nicht-Wirklichkeit kann sehr verschiedene Formen annehmen. In der Neuzeit hat sich eine Auffassung VON Fiktion stabilisiert, die über eigene Koordinaten verfügt und von der realen Welt getrennt, also grundsätzlich autonom ist. Die Fiktion gilt nicht als Fehler, als Illusion, als Lüge und auch nicht als eine Allegorie für verborgene Ebenen der Realität. Mit Bezug auf die Medien kann diese Autonomie der Fiktion interpretiert werden als eine radikale Veränderung der Art und Weise, sowohl den Raum als auch die Zeit zu behandeln.³ Was den *Raum* betrifft, ist hier die Entdeckung (oder Wiederentdeckung) der Zentralperspektive bedeutsam – und zwar im Horizont dessen, was Panofsky »Objektivierung der Subjektivität« nennt.⁴ Tatsächlich entsteht seit dem XII. Jahrhundert sowohl in der Architektur als auch in der Komposition von Texten eine neue Art und Weise, mit Bildern umzugehen. In den Fresken zeigt sich eine Tendenz zur dreidimensionalen Räumlichkeit, mit der die Koordinaten der Darstellung sich aus ihrer Unterordnung unter die narrative Struktur lösen.⁵ Vormals war es Zweck einer bildlichen Repräsentation, Verbindungen und Übergänge zwischen der dreidimensionalen Region des Beobachters und dem imaginären Raum des Bildes anzulegen (also den Beobachter einzuschließen). Nun aber neigt man dazu, einen autonomen Darstellungsraum zu schaffen, der scharf von der »realen Welt« getrennt ist (also den Beobachter ausschließt). Die Zentralperspektive⁶ ermöglicht es, einen einheitlichen und unabhängigen fiktionalen Raum zu erzeugen – also die Wahrnehmungswelt des Beobachters deutlich vom Koordinatenraum der Repräsentation zu trennen. Der

3 Wir sehen hier der Einfachheit halber von den Veränderungen der Sozialdimension ab, also der Art und Weise, die individuellen Perspektiven vor- und darzustellen: siehe diesbezüglich Luhmann 1989[^]

4 Panofsky 1927, S. 65 (der italienischen Edition); Krämer 1995.

5 Vgl. z.B. Antoine 1996.

6 Oder künstliche Perspektive, die nach mechanischen Regeln (»ohne zu denken«) konstruiert werden konnte.

271

Entwicklung der Linearperspektive im modernen Sinne korrespondiert die Entstehung eines Darstellungsbegriffes, der darauf abzielt, die Dinge nicht so wiederzugeben, wie sie aussehen, sondern »as we know they are«.⁷ Optik und Perspektive treten auseinander⁸ so, wie der Bezug auf die reale Welt und der Bezug auf die Perspektive des Beobachters auseinandertritt: Die Realität trennt sich von der Fiktion. Während die Konstruktion von fiktionalen Räumen jetzt künstlerischen Wegen folgt, wird die Untersuchung der realen Welt zum Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung.⁹

Eine ähnliche Veränderung ereignet sich in der Behandlung der *Zeit*. Der Roman im modernen Sinne (*novel*) entsteht, sobald der Autor (mit Defoe) in seiner Erzählung von der *historia* im klassischen Sinne (als Aufbewahrung und Wiedergabe der *exempla* der Vergangenheit) absieht und die Ereignisse in einer *history* situiert, die vom Roman selbst konstruiert wird.¹⁰ Diese autonome Geschichte ist der Raum, in dem die Fiktion des Romans entstehen kann, die auf Spannungen, Rückverweisungen, Erwartungen an die Zukunft beruht, welche sich nur auf die eigene Zeit der Erzählung und nicht auf die wirkliche Zeitlichkeit außerhalb der Erzählung beziehen.¹¹ Der Roman kann sich daher Beschleunigungen, Pausen, Sprünge und zeitliche Vernetzungen erlauben, die vom realen Lauf der Zeit völlig unabhängig sind. Der Leser muss in der Lage sein, die Zeitlichkeit seines »realen« Lebens von der autonomen Zeitlichkeit der Erzählung zu unterscheiden: eine Fälligkeit, die der epischen Zeit der früheren Erzählungen nicht abverlangt wurde, die eine Zeit blieb, welche sich mit der Zeit der Tradition überlagerte und vermischte. Die »reale Geschichte«- vom Bericht befreit – wird ihrerseits zu einer am Leitfaden einer unabhängigen Chronologie gebauten einzigen Geschichte: Voraus- und Nachfolgeverhältnisse zwischen den Ereignissen hängen nicht von der Bedeutung oder von der Existenz von Verbindungen,

7 Segall et al. 1966, 8,95; siehe auch Olsson 1997.

8 Siehe Dalai 1966.

9 Das ist das Thema von Eisenstein 1979.

10 Siehe Celati 1975, S. 21 f.

11 Die Planung des Romans erfordert eine »Reflexion der Zeit in der Zeit«: Luhmann 1995, S. 105.

272

sondern lediglich von ihrer Lokalisierung in einem völlig abstrakten Datierungssystem ab.¹² Formal gesehen, können diese Veränderungen als Anerkennung und Annahme eines einzigen immanenten Gesichtspunktes zusammengefasst werden: Der Gesichtspunkt des Autors der Fiktion – dem eine entsprechende (ebenso neue) Autonomie der objektiven Welt gegenübergestellt wird. In der Zentralperspektive ist das offensichtlich: Der zentrale Punkt der Perspektive wird (völligkonventionell) als Bezugspunkt der Koordinaten der Fiktion hypostasiert.¹³ Im Roman ist dieser Gesichtspunkt die allmächtige und allwissende Perspektive des Erzählers, an den man sich halten muss, um den Wahrheitseffekt der Erzählung zu realisieren.¹⁴

Die Perspektive des Autors steht – in der Malerei sowie im Roman – für den Bezug auf die Kommunikation, die nun autonom und unabhängig von der Punkt-für-Punkt Entsprechung mit der außer kommunikativen Wirklichkeit wird. Die für uns wichtigste Folge ist, dass daraus die Notwendigkeit einer scharfen Trennung zwischen Selbstreferenz und Fremdreferenz der Kommunikation resultiert: darin wurzeln auf der einen Seite die Autonomie der Fiktion und auf der anderen Seite deren Grenzen. Die Fremdreferenz – also die »objektive« Welt – hat ihre eigenen Kriterien des Wahren und des Falschen, die nicht notwendigerweise mit der Wahrheit und Falschheit der Fiktion (der Selbstreferenz) übereinstimmen müssen. Die Autonomie der Darstellung hängt davon ab, dass die Unterscheidung wahr/falsch sich von der Unterscheidung Wahrheit/Fiktion abkoppelt und »orthogonal«¹⁵ dazu steht: Sowohl für die reale Welt als auch für die dargestellte Welt kann festgestellt werden, was jeweils wahr und was falsch ist, und beide Unterscheidungen sind voneinander unabhängig.¹⁶

12 Zu dieser Frage siehe Koselleck 1979; Wilcox 1987; Esposito 1997.

13 Wie selbstverständlich dieser völlig »unrealistische« Bezug für uns geworden ist, zeigen eine Reihe unbewußter Kompensierungen, die von allen Zuschauern gegenüber perspektivischen Bildern (wie auch Photos) vollzogen werden. Deshalb erscheinen diese Bilder realistisch, auch wenn sie aus einem anderen als dem zentralen Gesichtspunkt beobachtet werden (was unausweichlich Verzerrungen produziert). Siehe Pirenne 1970, S. 96 f.; Gombrich 1960, Teil 3.

14 Siehe z.B. Calzolari 1995.

15 Siehe Maturaria 1990, S. 78.

16 Auch vor der Modernität bildete die Narration einen von der realen

Die Trennung von Selbst- und Fremdreferenz ist Bedingung und Garantie dieser ganzen Konstruktion und muss berücksichtigt werden, wollen wir Beliebigkeit und Konfusion vermeiden. Die Anerkennung dieser Unterscheidung ist auch Bedingung dafür, die Paradoxien zu begreifen, die entstehen, sobald diese Unterscheidung nicht respektiert wird. Nicht zufällig sind das XVI. und das XVII. Jahrhundert – diejenigen, in denen sich die Trennung von Realität und Fiktion durchgesetzt und verstärkt hat – auch die Jahrhunderte der Renaissance des Experimentierens und der Faszination durch Paradoxien in ihren verschiedenen Varianten¹⁷: so etwa durch die Unterscheidung Gesundheit/Wahnsinn (z.B. bei Erasmus), durch den Missbrauch der rhetorischen Figuren (z. B. bei Ortensio Lando), durch das Problem der Apparenzen und der »Schatten der Ideen« (bei Giordano Bruno und im ganzen Esoterismus der Renaissance), durch das Spiel zwischen dem prospektischen und dem aktuellen Raum (wie in den trompe-l'œil des XVI. Jahrhunderts) oder durch die Vermischung von Autor, Leser und Personen (von Don Quijote bis ~ viel später – zu Diderot). In allen Fällen entsteht eine Paradoxie, sobald die Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz nicht respektiert wird und die Wahrheit (oder Falschheit) der Fiktion sich der Wahrheit (oder Falschheit) der realen Realität überlagert: Fiktionale Wahrheit und reale Falschheit vermischen und verwirren sich – mit dem Ergebnis, dass das real Wahre kein eindeutiges Gegenteil mehr hat. Diesen Tendenzen widersetzen sich die Verweisungen auf den Realismus der Darstellung. »Realismus« heißt nun, dass die Fiktion sich ihren Wahrscheinlichkeitsraum aufbaut, indem sie jede Vermischung mit der Realität vermeidet, also sich deutlich von ihr unterscheidet. Das gelingt nur, wenn man die (vollkommen künstliche und sehr voraussetzungsreiche) Annahme eines zentralen Gesichtspunktes akzeptiert. Im modernen Roman setzt sich die Haltung des »showing« gegenüber derjenigen des »telling« durch, also die Tendenz, den Autor nicht direkt erscheinen zu lassen – einen Autor, der gerade in dieser scheinbaren Neutralität seinen

Realität getrennten imaginären Raum, der nicht als Lüge oder schlichte Illusion erschien. Die Arbitrarität der Narration war jedoch durch moralische Erfordernisse oder durch den allegorischen Bezug auf andere Realitätsebenen beschränkt. Darauf kommen wir in § 4 zurück.

17 Siehe z.B. Colie 1966; Bolzoni 1995; Rossi 1960; Pirenne 1970, S. 78f.

Gesichtspunkt durchsetzt.¹⁸ Auch der realistische Effekt der Zentralperspektive wird nur dann erreicht, wenn man diskussionslos den Gesichtspunkt des perspektivischen Zentrums annimmt – und dadurch wieder den Bezug auf die Außenwelt und auf mögliche alternative Gesichtspunkte unterbindet. Nur dadurch wird das Problem der impliziten Ambiguität der Perspektive gelöst: Sieht ein Objekt deshalb kleiner als ein anderes aus, weil es weiter entfernt ist oder weil es sich um ein gleich weit entferntes, jedoch kleineres Objekt handelt?

Diese neue Distanz von Fiktion und Realität, von realer und kommunizierter Welt, verlangt besondere Formen der Kontrolle und der Konsolidierung des Abstands des Beobachters. Zuerst einmal ist hier die Haltung der Kritik von Bedeutung¹⁹: die Anerkennung der Distanz des Beobachters, der sich mit einer anderen Perspektive auseinandersetzt, ohne sich in sie hineinzusetzen -und gerade deshalb sie auch kritisieren kann. Die »kritische Fähigkeit« bleibt ein konstantes Erfordernis der modernen Rationalitätsvorstellung – mit einer Reihe korrelierter Phänomene: z. B. die typisch moderne Form der Ironie²⁰ oder die Form des Humors, welche sich laut Celati von der früheren Komik (die noch bei Rabelais gefunden werden kann) absetzt: vom Lachen als Einbeziehung ohne Gravität und ohne Tiefe zum Humor, der auf die Enthüllung eines Missverständnisses und auf den Unterschied zwischen dem beruht, was die Person glaubt, und dem, was der Beobachter aus seiner Distanz heraus weiß (in der Fiktion).²¹ Der »Realismus« der modernen Fiktion setzt also die unbezweifelte und deutliche Trennung zwischen der realen Welt und der Welt der Fiktion als selbstverständlich voraus, und zwar so, daß die Realität nicht fiktional ist und die Fiktion (wie realistisch auch immer) an sich nicht existiert.

18 Vgl. Booth 1961. Damit verbunden ist die neue Distanz und Autonomie des Lesers: siehe Hampton 1990; Cave 1984.

19 Vgl. Foucault 1966, S. 256f.

20 Siehe z. B., De Man 1971, S. 222.

21 Siehe Celati 1975, Kap. n.

3. Die Heterogenität der Darstellung in der vormodernen Gesellschaft

Das ist aber nicht immer so gewesen. Es genügt, sich an die semantischen Formen der vormodernen Welt (selbst im Westen) zu halten, um eine grundsätzlich andere Einstellung und insbesondere eine abweichende Vorstellung von der Fiktion zu entdecken. Der Übergang von der einen zu der anderen Einstellung Kraucht nicht als Fortschritt gegenüber einer primitiveren Version gesehen werden. Es handelt sich vielmehr um eine Zäsur, in der viele Begriffe und Haltungen inakzeptabel werden und nach und nach aufgegeben werden – ein Aufgeben, das zu revidieren heute vielleicht lohnenswert ist.

Foucault²² beschreibt diese Veränderung als Übergang zwischen zwei unterschiedlichen Epistemem: Die erste (bis zum XVI; Jahrhundert) beruhte auf dem Privileg der Ähnlichkeit und der Analogie, wertete also die Suche nach Entsprechungen auf: Es ging darum, anzunähern statt zu unterscheiden. Der Bezug der Zeichen auf die Welt (der Bezug von Selbst- und Fremdreferenz) beruhte auf einem ternären System, in das sich die »Konjunktur« zwischen Signifikant und Signifikat einfügte: eine Menge von Vermittlungen, die die Unterscheidungen immer flüssig und facettenreich machte – bis zu dem Punkt, dass eine scharfe Grenze gar nicht gezogen werden konnte. Daraus folgte die tendenzielle Vermischung von Wörtern und Dingen, ihre Überlappungen und gegenseitige Beeinflussung, die Vorstellung vom intrinsischen Zeichen, welches kraft seiner Korrespondenz mit der Natur die Objekte selbst bedeutete. Daraus folgte auch die Möglichkeit der Divination und allgemein die Wertschätzung des Kontextes. Die Episteme der Neuzeit ersetzt dagegen die Wiederholung durch die Neuheit, die Analogie durch die Differenz, den Kommentar durch die Interpretation und die Kritik. Die Basis bildet nun ein binäres System, das auf der scharfen Opposition von Zeichen und Referent (von Selbst- und Fremdreferenz) ohne natürliche Zeichen und ohne Vermittlungen beruht. Die Welt besteht nur noch aus Objekten; die Zeichen werden in einem Erkenntnisakt gebildet und haben nur innerhalb der Erkenntnis eine Bedeutung. Der Kontext (zuvor eine zu nutzende Deutungsressource) wird zum Störel-

22 Vgl. Foucault 1966, Kap. II.

ment, das die Unterscheidungen durcheinanderbringt und möglichst zu neutralisieren ist. Die vorneuzeitliche Semantik war offensichtlich völlig inkompatibel mit der im vorigen Abschnitt beschriebenen Autonomie der Fiktion. Sie neigte eher zu einem Ineinandergreifen und einem ständigen Übergang zwischen der wirklichen Realität und der Welt der Imagination. Die Differenzen können an den oben schon erwähnten formalen Aspekten festgemacht werden, die sich unmittelbar in den Weisen der Darstellung widerspiegeln: zuerst in der absoluten Abwesenheit der Privilegierung eines einzelnen Gesichtspunktes. Statt dessen herrschte eine *Heterogenität*, in der mehrere Gesichtspunkte zugleich anwesend waren und den Raum der Repräsentation gemeinsam bildeten. Im Aufbau des *Raums* kann eine andere und viel natürlichere (obwohl für uns tief unrealistische) Darstellungspraxis beobachtet werden. Die Repräsentation wurde vorwiegend zeitlich verstanden, im Sinne von »etwas im Kopf von jemandem präsent (also anwesend) machen«. Es ging nicht darum, einen autonomen fiktionalen Raum zu bilden, sondern darum, den realen Raum mit Mitteln zu integrieren, die ihm eine größere Ausbreitung (vor allem in der Zeit) erlaubten. Die Repräsentation diente vor allem dazu, zu erinnern.²³ Die Bilder wurden – in einem gewissen Sinne – immer als Illustrationen verstanden, welche jedoch die Narration und nicht die Natur illustrierten – und das selbst dann, wenn sie in einem Buch eingefügt waren: Bis zum XV. Jahrhundert wurden die Bilder der Pflanzensammlungen immer weniger zuverlässig, weil sie aus den Illustrationen der früheren Manuskripte ohne jegliche Sorge um die Entsprechung mit den betroffenen Pflanzen kopiert wurden.²⁴ In diesem Kontext gab es natürlich keine Vorstellung eines einheitlichen systematischen Raums. Man spricht vielmehr von einem »Aggregatenraum« oder allgemein von einer heterogenen Konstruktion, bei der mehrere Ebenen nebeneinander bestehen und sich überlappen – jede mit ihrer eigenen Orientierung und mit ihren (imperfekten) Koordinaten.²⁵ Dieser diskontinuier-

23 Siehe Carruthers 1990, Kap. 7.

24 Vgl. Eisenstein 1979, S. 290 (der italienischen Edition).

25 Siehe Panofsky 1927, S. 49 der italienischen Edition; Antoine 1996. Die ägyptischen Darstellungsformen sahen sogar von der Konstruktion der räumlichen Tiefe ganz ab und vermieden damit die Ambiguität der Perspektive (und allgemein die Frage des Gesichtspunktes): Die Details

liche Raum – Ergebnis der Koexistenz mehrerer unterschiedlicher Beobachtungsperspektiven – war für die Zwecke der Darstellung durchaus funktional, insofern diese eine »Materialisierung des *Über mentalis* des Beobachters«²⁶ verkörpern musste. Die mit dem Abstand des Beobachters verbundene Sorge um den Realismus wäre ganz unpassend gewesen. Für Seneca gehörte sogar das Prinzip der Perspektive zu den Mysterien, die man nicht erforschen sollte.²⁷ Der Realismus war kein Thema, weder in der Narration noch in der Darstellung der Zeit im allgemeinen. Auch hier war die Einstellung heterogen – ohne Bedürfnis nach einem einheitlichen Gesichtspunkt. Bis zur Renaissance beruhte die Synchronisation der Ereignisse auf keiner abstrakten Chronologie (wie das A.C./ B.C. – Datierungssystem, das jedem vergangenen gegenwärtigen oder künftigen Ereignis ein Datum und eine Lokalisierung zuschreibt), sondern auf der Bedeutung der Ereignisse und auf ihren thematischen Verbindungen. Herodot und Thukydides bewahrten z. B. mehrere getrennte Chronologien für unterschiedliche Ereignissequenzen auf und schienen kein Bedürfnis zu verspüren, sie miteinander zu synchronisieren (wenn sie keine Verbindungen hatten). Und wenn zwei Ereignisse keine Verbindungen hatten, standen sie auch in keinem zeitlichen Verhältnis.²⁸ Diese Nähe der Chronologie zur Bedeutung gilt erst recht für die epischen Erzählungen, die keine autonome Zeitlichkeit mit den eigenen Elementen der Erzählung konstruierten. Die Entsprechung der Handlung war in einem gewissen Sinne in der Struktur der Gemeinplätze zu finden, die in der Wiederholung von schon bekannten Themen Schemata und Material der Erzählung lieferten.²⁹ Zweck der Erzählung war im Grunde die Wiederholung (Erinnerung) der exem-

des Bildes wurden einzeln auf der Ebene des Gemäldes gezeichnet -unabhängig von ihrer relativen räumlichen Orientierung: siehe Pirenne 1970.

26 Antoine 1996.

27 Zitiert in Dodds 1951.

28 Siehe Wilcox 1987; Esposito 1997.

29 Siehe Ong 1967, 93 f. der italienischen Edition; Lechner 1962, S. 38, die Cassiodoros Behauptung zitiert, dass das menschliche Denken sich in allen seinen Gedanken notwendigerweise auf einen Gemeinplatz bezieht

plarischen Figuren der Tradition.³⁰ In diesem heterogenen Rahmen hatte die Perspektive des Autors (also ein einheitlicher Gesichtspunkt) keine besondere Relevanz oder Priorität. Das zeigt unter anderem das Fehlen der modernen Idee eines »geschlossenen« Textes: Die Leser revidierten und ergänzten ständig den Text – ohne das Bedürfnis, zu unterscheiden, welches die originalen Teile und welches die Zusätze waren.³¹

In allen Formen der Repräsentation war der Realismus nicht mit der Schaffung eines autonomen und kohärenten fiktionalen Raums, sondern eher mit der Übereinstimmung mit vorgegebenen Modellen verbunden. In der vorneuzeitlichen Semantik war real, was ein mythisches Beispiel imitierte, während die menschliche Initiative ohne mythischen Halt als eine fehlbare und leere Tätigkeit und schließlich als unreal erschien.³² Die Imagination hing von einer Reihe von Anhaltspunkten innerhalb der wirklichen Realität ab und konnte nur so auch akzeptiert werden – insofern sie wirkliche und fiktionale Welt vermittelte, sie aneinander annährte und den Übergang der einen zu der anderen ermöglichte (und nicht etwa beide voneinander trennte).

Kein Abstand also, sondern mimetische Anverwandlung des Beobachters – gerade das Gegenteil also der kritischen Haltung. Die vor neuzeitliche Form der Kritik findet Foucault in der Haltung des *parresastes*, der im antiken Griechenland gegensätzliche Meinungen als ineinander übergehende Überzeugungen ausdrückte. Er tat dies aber in der Annahme, die Wahrheit zu sagen – also nicht aufgrund der distanzierteren Beobachtung der Beobachtung anderer.³³ Die *parresia* setzte eine exakte Korrespondenz zwischen Meinung und Wahrheit voraus, welche nie in Frage gestellt wurde und nicht zufällig hohe moralische Qualitäten von demjenigen verlangte, der sie vertrat – nämlich die Übereinstimmung und nicht den Abstand zwischen Selbst- und Fremdreferenz, von dem die Verweisung auf Moral oft ein Merkmal ist.

30 Siehe Hampton 1990.

31 Siehe Carruthers 1990, S. 214.

32 Siehe Eliade 1967, S. 64 (der italienischen Edition).

33 Siehe Foucault 1985.

4. Die Formen des Gedächtnisses: Vom Speicher zum Archiv

Wenn wir nun auf die Ausgangsfrage der Kontingenz – also der Modalisierung – zurückkommen, können wir hinter der Differenz zwischen der vorneuzeitlichen und der neuzeitlichen Haltung eine verschiedenartige Form der Modalisierung entdecken – also eine andere Weise, das Verhältnis zwischen dem Bereich des Realen und dem Bereich des Möglichen zu begreifen.

In der antiken Begrifflichkeit waren die Möglichkeiten (sowohl die Objekte der Imagination wie die mythischen Einheiten) in einer Art paralleler Welt plziert – oder besser in einer Mehrheit paralleler Welten jenseits, über oder unter der realen, unmittelbar Wahrnehmbaren Welt. Diese »andere« Dimension schloss allerdings Austausch und Vermischung nicht aus – ebensowenig die Möglichkeit von Übergängen von einer Welt zu den anderen (den Übergang in die Unterwelt oder die Kommunikation zwischen Göttern und Menschen). Ideen, Göttern und geometrischen Gestalten kam eine Realität zu, die zwar nicht wahrgenommen, aber durch das Denken betrachtet werden konnte.³⁴ Der Raum war in dieser sakralisierten Welt nicht homogen, sondern schloss viele qualitativ unterschiedliche »Sektoren« ein³⁵, die nebeneinander bestehen konnten, so, wie unterschiedliche Perspektiven nebeneinander bestanden – ohne das Bedürfnis noch auch die Möglichkeit, sie zu* vereinen oder zu koordinieren.³⁶ Daher die Heterogenität der Darstellung und der Glaube an die Realität des Imaginären, die Konfusion von Zeichen und Referenten und die Möglichkeit von Vermittlungen und Vermischungen zwischen Objekten und Ideen. Daher aber auch eine Reihe von Beschränkungen, die es unmöglich machten, einen autonomen fiktionalen Raum zu bilden. In der Neuzeit erlangt das Mögliche (zusammen mit dem ganzen

34 Siehe Elkana 1981, Kap. II.

35 Siehe Eliade 1967, Kap. I.

36 Man kann von Schaffung von Differenzen nach einem emanativen hierarchischen Modell sprechen: Das oberste Prinzip redupliziert sich selbst als Differenz auf einer unteren Ebene, und eine Opposition entsteht, indem eine Seite das Ganze im Ganzen vertritt: siehe Luhmann 1989a, S. 277f.

Bereich des Imaginären) einen anderen Status. Das Mögliche wird zum Horizont des Realen, ihm kommt keine unabhängige »Realität« noch autonome Existenz zu³⁷: Ideen, Fiktionen mit Imaginationen existieren nirgendwo, sondern wurden in den Köpfen der Subjekte konstruiert. Deshalb können sie nicht in die realen Dinge eingreifen, und deshalb kann es keinen Übergang zwischen dem Realen und dem Imaginären geben: Man kann nicht in die Fiktion hineintreten, sondern kann sie nur von außen beobachten. Es handelt sich nicht bloß um getrennte, sondern um völlig heterogene und inkompatible Bereiche: Die Gegenstände existieren objektiv (also unabhängig vom Bezug auf die Perspektive eines Beobachters), die Ideen jedoch nicht. In der Kommunikation der Fiktion wird dem imaginären Raum die Perspektive eines Beobachters zugeschrieben³⁸, und die dargestellten Personen oder Räume existieren nur in der Kommunikation und dank ihrer. Die Selbstreferenz der Kommunikation ist gänzlich vom Bezug auf die externe Welt abgelöst, aber gewinnt dadurch auch die Freiheit, autonom ihre fiktionale Welt – mit ihrem je eigenen Wahren und Falschen, ihrer Tiefe und ihren Koordinaten – zu konstruieren.

Aus soziologischer Sicht müssen diese Überlegungen auf Veränderungen in den Formen der Produktion und der Verarbeitung von Kommunikation zurückgeführt werden. Wenn wir die Veränderungen in einer Formel zusammenfassen wollen, können wir vom Übergang aus einer von der Rhetorik geleiteten Semantik zu einer von der Kommunikation der Massenmedien geleiteten Semantik sprechen – hinter der zugleich eine andere Form des Gedächtnisses der Gesellschaft steht, die mit einer anderen Verfügbarkeit und einem anderen Gebrauch der Kommunikationsmedien verbunden ist.

Bis zur Neuzeit blieb das vorherrschende Kommunikationsmodell grundsätzlich oral. Die Bücher – obwohl verfügbar und zu gewissen Zeiten auch ziemlich verbreitet – nahmen eine untergeordnete Rolle gegenüber der Kommunikation unter Anwesenden ein: Sie dienten als mnemonische Hilfe, insofern sie Schemata und Modelle lieferten, welche die Memorisierung der Inhalte erleicht-

37 Siehe Luhmann 1975, S. 88 ff.

38 Deshalb wird u. a. die Frage des Autors interessant, die in den früheren Zeiten völlig vernachlässigt wurde. Siehe Minnis 1988.

terten. Ihnen kam keine Autonomie zu. Erkenntnis bedeutete mnemonisches Lernen – immer noch nach platonischem Muster: Erkennen war Erinnern, und das Vergessen war gleichbedeutend mit Ignoranz.³⁹ Die Kenntnisse existierten nur, wenn sie im menschlichen Bewusstsein aufbewahrt wurden, das als der einzige mögliche Sitz des Gedächtnisses galt.

Für Plato war, die eigenen Erinnerungen der Schrift anzuvertrauen, wie »im Wasser zu schreiben«, also ohne Stabilität. Der geschriebene Text bedeutete nichts, wenn er nicht mit einem Kopf verbunden war, der seine Inhalte besaß: Die geschriebene Rede ist bloß »ein Mittel, um denjenigen, die schon wissen, die in den Büchern behandelten Argumente zu erinnern«. Anstatt das Gedächtnis zu fordern, produziert die Schrift das Vergessen in denjenigen, die »der Schrift vertrauend, durch diese äußeren Zeichen und nicht an sich erinnert werden.«⁴⁰

In diesem Kontext waren Aufbewahrung und Übertragung der Inhalte von den rhetorischen Verfahren geleitet: Reproduktion der *exempla*, Wiedergabe der Gemeinplätze, Imitation und Kontinuität mit der Tradition. Ziel war die Homogenität zwischen den äußeren und den inneren Inhalten, die Teilnahme, die Einbeziehung und nicht die Distanz des Beobachters. Die individuellen Ideen waren um so wertvoller, je treuer sie die tradierten Inhalte – also die originären Ideen – wiedergaben. Originalität in unserem Sinne – also Idiosynkrasie, Abstand und Autonomie (Kritik) – konnten nur Abweichung und Irrtum – schließlich das Vergessen – bedeuten.

Die Orientierung änderte sich mit dem Übergang zu einer Kultur der Massenmedien. Mit diesem Ausdruck beziehe ich mich auf ein Vorherrschen des Modells der Fernkommunikation gegenüber der Kommunikation unter Anwesenden – eine Veränderung, für die die Verfügbarkeit von Büchern eine notwendige, aber sicher keine ausreichende Bedingung ist. Es handelt sich also um keine direkte Folge der Einführung des Buchdrucks, sondern um einen Übergang, der sich mit der Reproduktion von schriftlichen Kommu-

39 Vgl. Platon, *Phaidon*, XVIII-XXIII; *Menon*, XV; *Theaitetos*, xxxm. Siehe auch Carruthers 1990.

40 *Phaidros*, LIX, LX und LXI. Der ganze Dialog handelt in der Tat von drei Themen (Rhetorik, Wahrheit, Gedächtnis), die für uns unterschiedlich sind, als ob sie ein einziges Thema wären.

nikationen und im Ausgang von schriftlichen Kommunikationen realisiert: In der Terminologie der Theorie sozialer Systeme ereignet sich dies, sobald sich ein System nicht-interaktiver Kommunikation (das zum System der Massenmedien wird) autopoietisch schließt.⁴¹ Der Umgang mit den Büchern verändert sich und ein anderes Modell von Gedächtnis ist im Entstehen – trotz der Wiederentdeckung der Tradition der *ars memoriae* im XVI. und XVII. Jahrhundert. Das Gedächtnis wird nun als eine Art Archiv gesehen, in dem die Spuren von verschwundenen Dingen und Ereignissen aufbewahrt werden. Giulio Camillo im XVI. Jahrhundert hoch bewundertes Gedächtnistheater war im Grunde eine Art Karteikasten mit einer komplexen thematischen Organisation, die es ermöglichte, die Materialien in einer Reihe von Schubladen wiederzufinden, in welche Texte eingeordnet waren.⁴² Das Gedächtnis wurde also der Schrift und nicht den aktiven Operationen der Menschen übergeben.

Trotz der scheinbaren Analogie ist das Modell des Archivs ganz anders als das klassische (und seit Aristoteles gängige) Modell des Speichers. Augustinus verstand das Gedächtnis als eine breite Höhle im menschlichen Bewusstsein, die Ideen und Vorstellungen in der Dimension der Ewigkeit sammelte.⁴³ Alle verfügbaren Erinnerungen waren also in der Lagerstätte des Gedächtnisses *innerhalb* der Köpfe der Menschen gespeichert. Das Archiv hat dagegen gerade die Funktion, den Kopf von der Notwendigkeit zu entlasten, alle Erinnerungen aufzubewahren: Die mnemonischen Spuren sind nun auf einem *externen* Träger fixiert. Das Archiv erlaubt also zuerst einmal zu vergessen.⁴⁴

41 Siehe Luhmann 1995. Alle weitere Medien, bis zum Radio und Fernsehen (mit der bedeutenden Ausnahme des Telefons) realisieren wie die Schrift Formen der Fernkommunikation – also mit Trennung des Kontextes der Mitteilung vom Kontext des Verstehens.

42 Siehe Yates 1966, Kap. VI.

43 Deren ewige Natur dann von der Tatsache gezeigt wird, dass sie nicht ganz dem Bewußtsein gehört: »Ich kann selber nicht alles beinhalten, was ich bin. Ist die Seele vielleicht zu eng, um sich selbst zu beinhalten?« Augustinus, *Confessiones*, 10, vni.

44 Es ist keine Überraschung, dass diesem neuen Sinn von Gedächtnis eine Abwertung der klassischen Mnemotechnik entspricht. Seit Mitte des XVI. Jahrhunderts – trotz ihres Wiederaufblühens in der Didaktik und in einer neuen esoterischen Deutung – geriet die Kunst des Gedächtnis-

Diese Externalisierung der Ideen bildet die Voraussetzung für den Abstand des Beobachters. Sind die Ideen erst einmal einem externen Träger anvertraut, werden sie mehr und mehr unreal und von den konkreten Objekten der Welt abgekoppelt (anstatt an Realität zu gewinnen). Es geht nicht mehr primär darum, die Ideen im mentalen Universum des Beobachters einzuschließen. Vor allem trennt sich die Perspektive des Beobachters immer deutlicher von derjenigen, die in den Büchern zu finden ist, und dieser Abstand vertieft sich allmählich.

Kritik, Humor, die Fähigkeit, Realität und Fiktion (also das »reale« Wahre/Falsche vom »fiktiven« Wahren/Falschen) zu unterscheiden, sind alles Formen der *Beobachtung zweiter Ordnung*.⁴⁵ Sie setzen einen Beobachter voraus, der die Beobachtung anderer als unterschiedlich von seiner eigenen Beobachtung beobachtet – der also in der Lage ist, die fremde Beobachtung zu kritisieren, aber auch auf den Bezug zur realen Welt zurückzukommen, ohne diese mit der Welt der Ideen zu vermischen.

5. Autologie, Interaktivität und prozedurales Gedächtnis

Der in der Neuzeit vollzogene Übergang zur Beobachtung zweiter Ordnung (gekoppelt mit der im Abschnitt 2 dargestellten Vorstellung der Fiktion) bleibt jedoch noch unvollständig: Was fehlt,

nisses zusammen mit der antiken Rhetorik in Misskredit. Erasmus und Montaigne sprechen abwertend von ihr als einer sterilen und bloß repetitiven Fähigkeit, der inzwischen Einfallsreichtum und individuelle Kreativität entgegengesetzt werden. Im XVII. Jahrhundert – parallel zu den Veränderungen in der Methode der Wissenschaft – wird die Bedeutung der Kunst des Gedächtnisses grundsätzlich anders: Aus dem Mittel, um einen Vorrat an festen und konsolidierten Begriffen im Bewusstsein zu fixieren, wird sie zu einer Hilfe, um die Welt auf der Suche nach neuen Kenntnissen zu erforschen. Für Descartes beschränkt sich die echte Gedächtniskunst auf die Fähigkeit, die interessierenden Kenntnisse dank kausalem Denken zu generieren: man braucht sie nur zu lagern und unverändert aufzubewahren. Bei Petrus Ramus neigt das Gedächtnis dazu, in die Methode einzugehen. Siehe Rossi 1960; Yates 1966, Kap. XVII.

45 Zum Begriff der Beobachtung zweiter Ordnung siehe etwa Luhmann 1990, S. 76 ff.

ist die sogenannte *autologische Wende*.⁴⁶ Der Beobachter beobachtet andere Beobachter, aber nicht sich selbst als Beobachter. Mit anderen Worten: Seine Objektenwelt ist unvollständig, weil sie künstlich ein mögliches und sehr wichtiges Objekt ausschließt: eben den Beobachter selbst. Mit diesem Ausschluss geht die Hypostasierung eines einzigen Gesichtspunktes einher, der als Bezugspunkt für die Mehrheit der möglichen Beobachtungsperspektiven gilt – eine Hypostasierung, die nicht zufällig den Angelpunkt aller modernen Formen der Fiktion ist.

Es handelt sich um die Lösung des Problems der Paradoxien, welche seit dem XIX. Jahrhundert endgültig als Fehler oder als theoretische Schwäche verworfen werden. Was ist aber die Verbindung zwischen den Paradoxien und der Beobachtung zweiter Ordnung? Wenn man die Beobachtung der Beobachtung akzeptiert, muss man auch die Existenz mehrerer unterschiedlicher Beobachtungsperspektiven zulassen – also auch die Existenz verschiedener Unterscheidungen zwischen Selbst- und Fremdreferenz (oder zwischen Realität und Fiktion). Dann müsste man jedoch auch in der Lage sein, unterschiedliche Fiktionen getrennt zu halten und verschiedene vermutlich heterogene Möglichkeitsbereiche miteinander zu korrelieren – sonst fällt einfach die Selbstreferenz eines Beobachters in die Fremdreferenz des anderen hinein und die Unterscheidung von Ideen und »realen« Objekten ist nicht mehr eindeutig: Daraus entstehen die Paradoxien und die damit verbundenen Probleme.

Diese Konfundierung kann vermieden werden, indem vorausgesetzt wird, dass es jenseits der Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte eine letzte Beobachtungsperspektive gibt. Alle Beobachter beobachten – jeder von seinem eigenen Gesichtspunkt, von dem er gewisse Dinge sieht und andere nicht sieht – eine Welt, die für alle gleich ist. Dann überlagert die Unterscheidung Realität/Fiktion die Unterscheidung Aktuelles/Mögliches, und so wird eine scharfe Trennung von Daten und Imaginationen, Dingen und Ideen, dem Realen und dem Möglichen erreicht. Der Preis dafür ist jedoch das Auslöschung der Pluralität der Beobachter und der jeweiligen Möglichkeitsprojektionen. In diesem Rahmen gibt es keine Differenzierung innerhalb der Kontingenz und keine »Modalität zweiter

46 Siehe Luhmann/De Giorgi 1992, S. 396ff; von Foerster 1985, S. 123; Esposito 1996.

Ordnung«: Die Realität des Möglichen und vor allem die Möglichkeit des Möglichen können nicht berücksichtigt werden. Es handelt sich allerdings um eine Konstruktion, die in Einklang steht mit der Vorstellung des Gedächtnisses als einem Archiv, in welchem alle Informationen gesammelt sind, Informationen, die als Informationen nur dann einen Wert haben, wenn es eine eindeutige Bezugsperspektive gibt, die diese Informationen als solche qualifiziert. Wäre das nicht der Fall, würde man sich jedesmal die Frage »Information für wen? « stellen müssen, und die Idee der Sammlung von Informationen als eine Art Vermehrung des verfügbaren Kapitals machte keinen Sinn mehr. Es handelt sich außerdem um eine mit dem Modell der »traditionellen« Massenmedien bis hin zum Fernsehen verbundene Vorstellung von Medien, die die Einheit eines Textes festhalten, der immer gleich und für alle derselbe ist, Dadurch werden Unterschiedlichkeit und Unvoraussagbarkeit der Leser-Zuschauer, der Kontexte und der Beobachtungsbedingungen kompensiert.⁴⁷

Heute scheint jedoch dieser Ausschluss des Beobachters immer schwieriger zu werden. Die ganze Frage des Virtuellen, die – wie wir sahen – gerade die Unterscheidung verschiedener Möglichkeitsregime verlangt, stößt in der Praxis auf die Grenzen dieser Einstellung und scheint einen weiteren Abstraktionsschritt zu erfordern. Der entscheidende Punkt ist die vieldiskutierte Frage der *Interaktivität*, die es dem Empfänger der Kommunikation ermöglicht, auf die Kommunikation selbst einzuwirken und das, was ein anderer Teilnehmer mitgeteilt hat, zu verändern und zu verarbeiten. Diese Interventionsmöglichkeit ist auch in der Interaktion unter Anwesenden – auf die man sich in der Tat oft bezieht -vorhanden, aber in einer grundsätzlich anderen Form. In der auf Präsenz beruhenden Interaktion vollzieht sich die Intervention in i der geteilten Realität beider Beobachter. Die neuen Medien erlauben dagegen die Interaktivität in der computervermittelten und oft asynchronen Fernkommunikation: Der Empfänger erhält (punktuelle und personalisierte) Antworten aus der Maschine und nicht vom anderen Teilnehmer, der gemeinhin mit ganz anderen Sachen beschäftigt ist und die vollzogenen Operationen ^ nicht einmal zur Kenntnis nimmt. Der Beobachter nimmt in ^diesem Fall Einfluss nicht auf das Reale, sondern auf die Fiktion

47 Zu dieser Frage siehe Esposito 1995.

des anderen Beobachters – also direkt auf eine Kommunikation, die wie ein Objekt unabhängig vom Bezug auf Realität des Partners verarbeitet wird. Dabei jedoch beginnt die schärfte Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz sich zu verwirren. In der Praxis der sogenannten multimedialen Kommunikation begegnen uns die formalen Entsprechungen dieser Veränderungen – zuerst einmal in Gestalt eines Schwankens des privilegierten Beobachtungspunktes. Die Neuen Medien neigen dazu, die Kopräsenz mehrerer Gesichtspunkte zugleich zu operationalisieren.⁴⁸ In den Projekten der virtuellen Wirklichkeit (obwohl es sich um die Darstellung eines dreidimensionalen Raumes handelt) hat es keinen Sinn, vom Zentralpunkt der Perspektive zu reden, weil dieser Punkt sich ständig mit dem Wechseln des Beobachters und mit seinen Bewegungen im irrealen Raum der Darstellung verändert. Streng genommen ist es auch nicht korrekt, von »Darstellung« zu reden, weil das Wort eine Fiktion und den Bezug auf die Perspektive desjenigen voraussetzt, der sie geschaffen hat. Das Wort »virtuell« selbst hat eigentlich nichts mit der Fiktion zu tun: Es stammt aus der Optik und bezieht sich auf die im Spiegel reflektierten Bilder. Der Spiegel »repräsentiert« nicht eine alternative Realität für den Beobachter (die einem anderen Beobachter zugeschrieben werden kann), sondern »präsentiert« ihm die reale Realität aus einem anderen Blickwinkel und erweitert dadurch sein Beobachtungsfeld. Ebenso »repräsentiert« die virtuelle Wirklichkeit keine fiktionale Realität, sondern sie »präsentiert« dem Beobachter die Realität der Fiktion – also eine alternative Möglichkeitskonstruktion, die seinen Kontingenzbereich unabhängig von der Perspektive desjenigen erweitert, der die Fiktion produziert hat.⁴⁹ Wie das Spiegelbild bezieht sie sich nicht auf die Unterscheidung Realität/Fiktion, sondern auf die Beobachtungsbedingungen selbst: in diesem Fall auf die Unterscheidung von aktuellen und möglichen Möglichkeiten, auf die Selbstreferenz der Beob-

48 Der Unterschied zwischen einer traditionellen Fotografie und einem Hologramm besteht eben darin, dass die erstere das originelle Beobachtungsfeld, ausgehend vom privilegierten Beobachtungspunkt, aufnimmt, indem sie die perfekte Projektion der originellen Szene ist. Das Hologramm »rekreiert« dagegen die originelle Geometrie einer ganzen Seite des Sichtfeldes: die »Front« des Hologramms. Vgl. Benedikt 1991, S. 172 (der italienischen Edition).

49 Siehe z.B. Virilio 1991.

achtung.⁵⁰ Der Benutzer von Projektionen einer virtuellen Wirklichkeit muß wissen, daß die Realität, mit der er zu tun hat, von seinen Interventionen abhängig ist und nicht autonom existiert. Er wird dann dazu geführt, über seine aktive Rolle bei der Strukturierung seiner Bezugsrealität zu reflektieren, wie dies gerade die Debatte über die Auslöschung des Realitätssinnes infolge der neuen Technologien demonstriert.

Der Topos der Kommunikation (des Textes) als Spiegel ist eigentlich nicht neu. Er bezog sich jedoch auf das vormoderne Verhältnis Leser/Text und ist mit der neuzeitlichen Durchsetzung der scharfen Trennung von Selbst- und Fremdreferenz verschwunden. Man findet ihn noch bei Petrarca, für den der Text als Spiegel an sich selbst dient, in dem man – hat man ihn sich erst einmal durch Meditation (also Memorisierung) zu eigen gemacht hat – das innere Gesicht sehen kann.⁵¹ Es handelt sich offensichtlich um ein Modell der Lektüre, in das die deutliche Distinktion zwischen dem, was man in den Büchern liest (oder allgemein durch Kommunikation lernt), und der eigenen Erfahrung fehlt.⁵² Ein solches Modell ist kompatibel mit der Vorstellung von einem »expansiven Text«⁵³, der, wie gesehen, die Interventionen der Leser akzeptiert. Dasselbe Modell des expansiven Textes taucht heute wieder auf in den Hypertexten und insbesondere in der »interaktiven Literatur«⁵⁴, die es den Lesern ermöglichen soll, den Text zu verändern, zu ergänzen und zu personalisieren, ohne Privilegierung einer Leserperspektive und ohne das Bedürfnis, einen stabilen Bezugs-

50 Aus dieser Sicht verliert der Ausdruck »virtuelle Realität« seine Züge als Oxymoron, die vom Bezug auf die Unterscheidung Realität/Fiktion abhängig sind. Sieht man von dieser Unterscheidung ab, gibt es keine Schwierigkeit, die Realität des Möglichen, also die Existenz einer Realität virtueller Art, zuzulassen – selbstverständlich in Bezug auf komplexere modale Kategorien, die eine reichere Logik als die klassisch bivalente Logik erfordern. Die Notwendigkeit einer mehrwertigen Einstellung, um die Frage der Selbstreferenz zu behandeln, ist bekanntlich Gotthard Günthers Thema, 1976-1980.

51 Cfr. Petrarca, *Prose*, S. 127 ff.

52 Laut Le Goff zeigen die Reiseberichte des Mittelalters, daß die Reisenden das, was sie direkt gesehen hatten, von dem nicht unterscheiden konnten, was sie – zwar am Ort – aus Erzählungen gelernt hatten: siehe Le Goff 1977, S.261.

53 Siehe Carruthers 1990, S. 214.

54 Siehe z.B. Landow 1992; Buckles 1987.

text zu fixieren. Es handelt sich um ein weiteres Beispiel der Überwindung des Schemas des einzelnen ausgezeichneten Ge-v Sichtpunktes. In beiden Fällen ist das Ergebnis die von der Metapher des Spiegels oder vom korrelierten Begriff des Virtuellen ausgedrückte Selbstreferenz: Man kann in bezug auf Hypertexte von einer Art »virtuellem Text« – also von einem Spiegel für die Kommunikation – sprechen. Der mittelalterliche Leser konnte sich im Text »spiegeln«, weil er kein Bedürfnis spürte, seine Perspektive von der im Text ausgedrückten Perspektive zu unterscheiden. Der »Hyperleser« benutzt die Kommunikation nicht, um sich mit einer äußeren Perspektive auseinanderzusetzen, sondern um seine eigene Beobachtungsfähigkeit anzureichern und komplexer zu machen. Während man jedoch für die vorneuzeitliche Lektüre von Beobachtung erster Ordnung sprechen kann – welche zwischen Objekt und Beobachter nicht unterscheidet –, haben wir es heute mit einer ins Extrem getriebenen Beobachtung zweiter Ordnung zu tun: Der Beobachter beobachtet die Beobachtung anderer, um die Beobachtung von sich selbst als einem Beobachter komplexer zu machen.

Im Abschnitt 4 haben wir die Beobachtungsstruktur der Neuzeit mit einem ihr entsprechenden Gedächtnismuster korreliert. Wenn es nun stimmt, dass die Neuen Medien den Übergang zu einer komplexeren Beobachtungsweise zeigen, kann man dann auch in diesem Fall von einer Veränderung der Formen des Gedächtnisses der Gesellschaft sprechen?⁵⁵

Zuerst fällt einmal auf, dass die Autologie zuzulassen heißt, auf ein höheres Abstraktionsniveau überzugehen, und die Abstraktion dient – in diesem wie in allen anderen Fällen – vor allem dazu, zu vergessen. Dieses Vergessen bedeutet kein Auslöschen, keinen Verlust, sondern die Fähigkeit, bestimmte Inhalte zu berücksichtigen, ohne alle Details (und insbesondere den originären Kontext) aufbewahren zu müssen. Der Übergang vom Gedächtnis als mentalem Speicher zum Gedächtnis als externem Archiv bedeutet gerade dies: Mit der Verfügbarkeit von Büchern kann von der mnemonischen Aufbewahrung der Inhalte abgesehen werden.

55 Sybille Krämer schlägt das Modell des world wide web als kollektives Gedächtnis vor, das auf einer neuen Form der Interaktion zwischen dem Benutzer und dem gemeinsamen Gedächtnis beruht: vgl. Krämer 1996.

Es genügt, Katalogisierungssysteme zu haben, die es erlauben, die Inhalte dann wiederzufinden, wenn sie interessieren. Das Gedächtnis orientiert sich an Verbindungen (Unterscheidungen) und nicht mehr an Identitäten. Von Foerster⁵⁶ zeigt, wie die Verfügbarkeit informatischer Mittel einen weiteren Abstraktionsschritt (und dadurch eine neue Form des Vergessens)⁵⁷ möglich macht. Das Modell des Archivs sieht zwar von der Memorisierung aller Inhalte ab, doch bedarf es immerhin der Aufnahme einer Reihe fixer Daten, die aufbewahrt und verfügbar gehalten werden müssen: Register und Verzeichnisse, die ermöglichen sollten, die je % interessierenden Informationen wiederzufinden (was nur gelingt, wenn man sich an das Kriterium der Katalogisierung hält). Die informatischen Techniken scheinen dagegen ein anderes streng operationelles Modell von Gedächtnis anzudeuten: Das Gedächtnis wird zum reinen »Computing device«, das keine Daten speichert, sondern bloß »rechnet«.⁵⁸ Es werden keinerlei Daten, sondern nur Verfahren registriert, die jeweils ermöglichen, die interessierende Information zu »regenerieren«, indem sie neu »berechnet« wird. Nur so kann – immer noch laut von Foerster auch der letzte »Mythos« des Gedächtnisses der Neuzeit verabschiedet werden: die Vorstellung, dass es »die« korrekte Antwort auf jede Frage gibt. Es gibt immer mehrere richtige Antworten, je nach Perspektive. Die Fähigkeit, zu vergessen, erlaubt die notwendige Flexibilität, um jeweils die angemessene Antwortweise herauszufinden.⁵⁹

56 Siehe von Foerster 19840.

57 Die Fähigkeit, zu vergessen, wird in den Zeiten besonders wichtig, in denen das Problem des *Information overload* immer offensichtlicher wird. Die informatischen Techniken steigern die schon vom Buchdruck gestarteten »Syndrome« weiter: Während das orale Gedächtnis über eine Form physiologischen Vergessens verfügte (Goody/Watt 1972 sprechen von struktureller Amnesie), vergißt die Schrift nichts. Mit Informatik können sich die Informationen sogar in einer fast unbegrenzten Proliferation von Verbindungen und Verweisungen vermehren – wenn einmal die physikalische Reproduktion des Trägers gesichert ist, die heute ganz neue Probleme nicht nur organisatorischer Art auslöst: siehe Morelli/Gregory 1994.

58 Vgl. von Foerster 1984b.

59 Und es gibt entsprechend auch keine »Information«, die aufbewahrt, verzettelt, nachgeholt werden kann. Die Information wird jedesmal innerhalb der Systeme generiert. Das ist auch ein altes Thema von Foersterns: siehe z.B. 1972. Von Foersterns Gedächtnismodell ist also auch implizit eine Antwort auf das Problem des *Information overload*.

Dieses radikal prozedurale Gedächtnis, das den Kontext; und den punktuellen Zeitpunkt der Operation aufwertet, zeigt sich den vormodernen mnemonischen Modellen durchaus verwandt. Erinnern heißt, über »Schemata«⁶⁰ zu verfügen, die ermöglichen, die Erfahrung zu organisieren -, im Grunde ein platonisches Modell, mit dem Unterschied, dass diese Schemata keine Bilder (die fest bleiben) sind, sondern eher Regeln, die die (immer unterschiedlichen) Operationen auf eine Weise orientieren, die von der Vergangenheit und von den gesammelten Erfahrungen abhängig ist. Auch die Vorstellung einer Pluralität korrekter Antworten auf jede Frage verweist auf das griechische dialektische Denken, das auf der Voraussetzung beruht, dass im Moment der Formulierung einer Frage auch die Antwort bestimmt wird, die man erhalten kann.⁶¹ Der Ausschluss des Kontextes – als Störelement anstatt als Ressource verstanden – ist typisch für die Neuzeit und mit der Notwendigkeit verbunden, eine privilegierte Beobachtungsperspektive vorauszusetzen. Es überrascht also nicht, dass die Forschung über elektronische Medien dazu tendiert, auf die Modelle der klassischen *ars memoriae* zurückzukommen und »Stellenwerte«⁶² (also die kontextuellen und prozeduralen Elemente) zu betonen.

Der Punkt, auf den es hier ankommt, ist, noch einmal, die Abhängigkeit der Beobachtung vom Beobachter, und das führt uns erneut auf die Frage nach der Interaktivität als Grundeigenschaft des ganzen Bereiches des Virtuellen zurück. »Interaktivität« heißt unter diesem Gesichtspunkt ein Eingriff des Beobachters, also Orientierung an Operationen als rekursiver Grundlage des Aufbaus des Realen. Eine eindeutige Bezugsperspektive braucht dabei nicht fixiert zu werden, weil die Funktion einer Eingrenzung der Arbitrarität von der einfachen Rekursivität erfüllt wird, also von der Fähigkeit, die Art und Weise zu berücksichtigen, wie die Operationen eines Systems sich aus anderen Operationen desselben Systems produzieren. Das ist das Modell, das hinter von Foersters prozeduralem Gedächtnis steckt. In der Reproduktion

60 Siehe Luhmann 1995, S. 193 f.

61 Vgl. Elkana 1996, S. 86.

62 So Haverkamp 1996; siehe auch Plett 1996.

der eigenen Operationen produziert ein System nicht-zufällige Konfigurationen, mit denen es sich selbst bindet und die Arbitrarität des eigenen Verhaltens drastisch beschränkt. Obwohl es keine vorgegebene Regel gibt, die bestimmt, was möglich und was nicht möglich ist, ist in jedem Augenblick für das System nur sehr wenig möglich, und die Operationen laufen kontrolliert (rekursiv selbstkontrolliert) weiter.

Ein Beispiel dieser Funktionsweise kann gerade in den Neuen Medien -, und zwar im Internet – gefunden werden. Die bisher gesammelten Erfahrungen mit dem »großen Netz« erlauben schon heute zu beobachten, dass das Modell des Archivs dafür unangemessen ist. Alle Versuche, feste Orientierungsmittel vorzubereiten – in der Form von »gelben Seiten«, Verzeichnissen, Adressensammlungen oder einfach Internetführern – werden sofort obsolet. Die einzigen wirksamen Mittel sind die sogenannten *search engines* (Suchmaschinen) – wie Yahoo!, Lycos, Altavista, Web Crawler usw. Es handelt sich um Programme, die benutzt werden können, um herauszufinden, ob und wo im Internet die interessierenden Informationen verfügbar (also generierbar) sind. Diese Mittel sind – in genauer Übereinstimmung mit von Foersters Modell – eine Art »Software-Maschinen«, die über keine registrierten Informationen verfügen, sondern die Antwort auf die gestellten Fragen jeweils neu produzieren (berechnen). Die Antwort ist also immer anders, nicht nur weil das Netz sich ständig verändert, sondern auch, weil die Informationen, die man gewinnt, von der Abfrage des Benutzers abhängig sind und es kein Repertoire gibt mit schon im voraus vorgegebenen Antworten. Die Suchmaschine orientiert sich jeweils an der gestellten Frage (also an dem jeweils aktuellen Kontext) und wählt dann so aus, dass die relevanten Inhalte für den betreffenden Fall produziert werden können. Die Daten im Internet sind unter diesem Gesichtspunkt »virtuelle Informationen«⁶³, die nur dann real werden, wenn man sie sucht, produziert und sich von ihnen überraschen lässt. Das Gedächtnis der telematischen Kommunikation besteht aus reiner Anschluss-Fähigkeit, also aus einer immer raffinierteren und schnelleren Weise, Informationen zu generieren⁶⁴ -, eine Schnelligkeit, die gerade deshalb möglich ist, weil jedes Kommunikationsereignis

63 Den Ausdruck findet man in Luhmann 1996.

64 Die Probleme der Suchmaschinen hängen alle davon ab, wieviel für ihr Funktionieren im voraus festgelegt werden muss – wie die aktuellen Probleme mit Yahoo! zeigen: siehe Steinberg 1996.

unterschiedliche Daten (also potentielle Überraschungen) produziert.

Das Problem mit dieser Art Selbstbeschreibung ist dann nicht der *Information overload* – welcher von einer immer stärkeren Fähigkeit, zu vergessen, neutralisiert wird.—, sondern eher die »selbsterzeugte Unsicherheit«⁶⁵, die aus der ständigen Regenerierung der Fähigkeit der Kommunikation, sich selbst zu überraschen und aus dem darüber wachsenden Bewusstsein stammt. Doch das ist wohl der Preis, der zu bezahlen ist für die Dynamik, die notwendig ist, um sich mit den immer schnelleren und unvorhersagbaren Umweltveränderungen auseinanderzusetzen.

65 Luhmann 1996.